

(Nachdruck verboten.)

## Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Als der Herr Schneidermeister Hühnerwadel eingedenk seiner Rechnung an den Herrn Lehrer, diesen Antrag stellte, erklärte sich der Herr Oberlehrer bereit und drückte dem Schneider im Geiste die Hand. Im stillen beschloß er aber, die Rechnung des Schneiders vorerst einmal zur Hälfte zu bezahlen.

Zu diesen zwei ausgeschossenen Herren in der Sache des Findlings beschloß der Rat noch den Herrn Pfarrer beizuziehen.

Als dies alles im reinen war, gingen die Herren Räte in guter Eintracht und mit dem erhebenden Gefühl, Wichtiges geleistet zu haben, zum Leuenwirt. Es war Punkt zehn Uhr, als die Räte im Leuen ankamen. Alle trinkfroh und mit im Munde zusammengeloffenem Wasser nach dem Schlachtessen, das schon den ganzen Abend über ihre Geistesruhe beeinträchtigt hatte.

Nun aber war das volle Glück da. Der Herr Bürgermeister bestellte sich Sauerkohl und eine Blutwurst in Schweinsdarm, dann noch eine Schüssel Saueressig nebst einem Glase voll Bier, — das des öfteren nachzufüllen war. Entsprechend diesem Herrn labten sich auch die anderen Geringeren im Range vom Räte der Weisen von Gutenberg. Und da zeigte sich das erfreuliche Bild, daß von all diesen Weisen keiner eine schlechte Verdauung hatte. „Es läßt demnach die Weisheit den Magen unbeschadet“, meinte der Doktor, der sein Teil schon ab hatte, da er von acht Uhr an im Leuen gefessen. Und als eben dieser löbliche Herr seinen Blick nochmals über die sich labenden Räte schweifen ließ, fügte er noch für sich hinzu: „Eine gute Sau frißt alles.“

Diese Erkenntnis hinderte ihn aber nicht, als die Räte teilweise wegen ihren Ehefrauen oder dem „zuviel des Guten“ gerade oder schwanke abgezogen und die Polizeistunde vorbei war, im Nebenzimmer mit dem Bürgermeister, dem James und dem Oberlehrer Stat zu spielen. Da rupften sie dem Lehrer einige Federn aus und vertranen nachher den Gewinn zusammen. Der Herr Oberlehrer, der so nebenbei den Gesangsverein leitete und in der Kirche die Orgel spielte, faßte den Entschluß, diesem besagten Verein mit einer Gehalts-erhöhung zu kommen und beim Pfarrer auch sein Glück zu versuchen für das Orgelspielen. Damit wollte er seinen Spielverlust einbringen.

Dem Bürgermeister brachte er noch an demselben Abend bei, daß das Holz, das er von der Gemeinde frei hatte, bei weitem nicht reichte. Daß er das letzte Jahr zwei Klafter in die Stadt verkauft hatte, verschwieg er. Der Bürgermeister versprach ihm gut gelaunt ein Klafter mehr. So konnte der Schulmeister das nächste Jahr drei Klafter Holz in die Stadt verkaufen. Auch bei dem Doktor hatte er Glück. Denn er ging den Doktor an, als dieser im Rausche war, die Arztrechnung zu quittieren.

Dies tat der Doktor dem Schulmeister zuliebe im Rausche, ihm selbst des andern Tags zum Aerger. Doch schlug er diesen Ausfall anderen aufs Konto, um auf seine Kosten zu kommen.

Wieweil aber dies alles im Leuen im Nebenzimmer vor sich ging, machte sich der Nachtwächter im Wirtszimmer draußen über die Resten des Gelages her. Zuerst fraß und trank er, bis es nimmer ging. Dann nahm er die Zeitungen von der Wand und wickelte die übrigen Reste ein, wie es gerade von Platte zu Platte kam. Die Bier- und Weinreste trank er während dieser Arbeit leer, und als er sauberen Tisch gemacht hatte, sagte er „guten Abend“ und zog nach Haus zu Frau und Kind. Dort ging es dann in selbiger Nacht hoch her.

Der Leuenwirt drückte zum Raub des Nachtwächters beide Augen zu und rechnete dabei aus, daß für seine vier Mutterläue die Tränke, welche die Reste gegeben hätten, futsch sei. Aber er durste nichts sagen, damit der Nachtwächter nicht in das Nebenzimmer schaute. Denn die Nachtstunde war längst vorbei und Bürgermeister wie Wirt und die anderen

strafbar. Das wußte der Nachtwächter so gut wie einer, darum kassierte er die Strafe der Einfachheit wegen selber ein. Wie der Findling an den Wenigstnehmenden versteigert wird.

Der geistliche Herr und der Gestrenge, der Bürgermeister, mit dem Oberlehrer beschlossen, dem Findling eine große Taufe zu machen. Weniger des Findlings als des Sieges der Obrigkeit wegen, die mit Hilfe der Findlingshändel an das Ruder gekommen war. Auch sollte die verfloffene Obrigkeit sich ärgern und murmen und grün und gelb werden vor Gift und Galle.

Unter diesen Gesichtspunkten wurde auch der Name des neuen Bürgers von Gutenberg ausgeklügelt. „Viktor“ als Vornamen des Sieges wegen, nebst „Fürchemich“ als geziemende Warnung vor allen Umtrieben, die der Gegenpartei beifallen sollten, und als zarte Andeutung der dunklen Herkunft des Findlings „Unbekannt“ als Geschlechtsname. Zugleich sollte aber auch dieses „Unbekannt“ immer eine Warnung an den Balg selbst sein und ihm bedeuten, wie und woher er komme, damit er sich nichts herausnehme und bescheiden bleibe. Diesen ebenso menschenfreundlichen wie die Ruhe verbürgenden Weitblick hatte der Herr Oberlehrer, und die anderen beiden ausgeschossenen stimmten bedächtig bei. Man hatte zur Genüge Beispiele von Aerger und Friedensstörungen, welche durch derlei Brut wie der Findling, jetzt „Unbekannt“ genannt, in wohlbestellte Familien getragen wurden, zu Freud und Leid der Mitmenschen.

Singegen empfahl sich zum Tauffest dennoch ein großes Getue. Dadurch konnte der Bürgermeister sich von der humanen Seite zeigen. Und dem Schullehrer flossen einige Silberlinge durch das Eintrittsgeld zum Tauffestspiel in die Taschen. Auch der Herr Pfarrer versprach sich so einen lustigen Tag. Dafür war er immer zu haben laut dem Bibelwort „Leben und leben lassen“. Dann war andererseits auch nicht zu verachten, an die Gemeinde für die groß ausgeführte Tauffeierlichkeit eine saftige Rechnung zu stellen; das war auf jeden Fall besser als die paar Groschen, die auf dem Armenweg als Gotteslohn bezahlt wurden. Und dann machte der Herr Pfarrer noch aus Nächstenliebe mit, denn er war ein guter Christ. Warum hätte er auch nicht mitmachen sollen, gerade wo der Altenberger Bürgermeister, der doch ein flotter Stecher vor dem Herrn war, seine Gegenwart zugesagt hatte? Der obendrein dem gesunden Unbekannt, diesem Bastard, noch Räte sein wollte?

Das Tauffest des Findlings wurde zu einem Gutenberg-Volkstfest, darüber braucht man sich weiter nicht zu verwundern. Singegen waren verschiedene Resultate, welche diese Taufe zeitigte, um so absonderlicher.

Es wurde nämlich bekannt, daß in der Nacht, die auf den Festakt folgte, der Doktor zu beinahe sämtlichen alten Gemeinderäten berufen worden war. Der Apotheker Fetzhaus, der zur jetzigen Regierungspartei gehörte, brachte dieses Phänomen an den Tag, aus lauter Schadenfreude. Er sagte seinen Kollegen im Räte ganz im Vertrauen, daß der Erfolg des Festes ein ganzer gewesen sei. Mehreren unter den verfloffenen Gemeinderäten hätte der gute Verlauf derart auf die Galle geschlagen, daß sie im ganzen fast ein halbes Pfund Lamm in verschluckt hätten.

Als zweites Kuriosum gab der Schneidermeister Hühnerwadel seine Beobachtung preis, welche den guten Festverlauf nicht minder bewies. Der Schulmeister, der verschmarozte, hatte ihm nicht nur die Rechnung zur Hälfte gezahlt, nein, dazu hatte er auch noch sein Haus neu abstecken und bemalen lassen und seiner Frau eine neue Haube gekauft. Und dies alles aus dem Gewinn seines Festspiels; in die Kasse zum Wohle des Unbekannt war aber nicht einmal so viel geflossen, als genügt hätte, um die Haube, geschweige denn den übrigen Aufwand des Schulmeisters herauszuschlagen.

Wenig der Schullehrer die Schneiderrechnung voll bezahlt hätte, würde der Schneidermeister natürlich niemals ein Wort solcher Art über den Lehrer verloren haben.

Dann redeten auch einige ganz gut Eingeweihte von ganz besonders pikanten Dingen. Unter anderem, der Altenberger Bürgermeister sei derart beschwipst gewesen, daß man ihn morgens nicht im Fremdenzimmer, wohl aber neben dem

Löcher des Gutenburger Bürgermeisters gefunden habe. Beide schnarchend im Bette, nebeneinander. Etwas Böses war natürlich nicht vorgekommen, das wußten alle. Bei dieser Bezeugung gaben sie sich aber regelmäßig einen Kniss in die Seite und grinsten dazu.

Auch sonst seien viele Leute in fremden Kammern erwacht an jenem denkwürdigen Morgen.

Darum wurde in kurzer Zeit nach dem Fest Hochzeit auf Hochzeit gefeiert. Unter diesen Hochzeiten war auch des Gutenburger Bürgermeisters Töchterlein, das der Jakob aus dem Kreuz als Frau heimführte. Der beliebte Bürgermeister von Altenberg war Brautführer.

Noch einige andere Kuriositäten geschahen. Es sprang unter anderem die Frau des Freien-Baschi in den Rhein. Man hatte ihr wenige Stunden vorher des Morgens nach dem Feste ihren Ehemann mit eingeschlagener Hirnschale nach Hause gebracht. Sie sollte zwar schon lange nicht mehr ganz recht im Kopfe gewesen sein, meinten verschiedene Gutenburger Weiber. Die vertrauliche Mitteilung der Bas von nebenan, man hätte den Baschi vor dem Kammerfenster von des Salmenwirts Saumagd gefunden und gleich darauf den Koffer aus dem Salmen vermischt, gaben der Frau den Rest. Gleich nachher war sie auf und davon gegangen, das dumme Ruder ins Wasser. Keine vernünftige Frau in ganz Gutenburg konnte dies begreifen, zur Ehre der Ortshafte sei dies nicht vergessen.

Von dieser Sache war ein ganz ekelhafter Rest auf dem Trodenen geblieben.

Das waren die sieben Kinder des Baschi, die ihm sein Eheweib in sechsenehalb Jahren geboren hatte. Und was dem Faß den Boden noch vollends ausschlug, das war die Armut im Hause des Baschi.

Aber mit raschem Griff und kühnem Geiste, wie dies sich so geziemt für Männer, die an der Spitze stehen und mehr auf die Vernunft und Schonung des Geldbeutels als auf Gefühl horchen, handelte die Obrigkeit von Gutenburg.

Sie taten, was landauf und ab getan wurde und noch viel, vielmals aufs neue geschickt, sie beschloffen, mit dem Findling zusammen an einem Tage auch des Baschi Kinder an den Wenigstnehmenden zu vergeben.

Alsobald ließen sie den Polizeidiener mit der Glocke heranziehen. Es wurde ausgeschildert, daß am Montag vor dem Rathause der Findling Unbefannt und sieben Kinder des Freien-Baschi im Alter von einem halben bis zu sechsenehalb Jahren an den Wenigstnehmenden zu Kost und Schlafen sowie zur freien Benützung des Uebernehmers für Arbeit und ähnlichem vergeben würden.

Am Montag gleich nach dem Mittagessen begannen sich die Unternehmungslustigen vor dem Rathause einzufinden. Sie gehörten durchwegs zu den Menschen, denen das Leben und die Leidenschaft mit hartem Griffel die Menge ihres Gefühls und ihrer Härte auf das Gesicht geschrieben hat. Nur war leider des Gefühls so wenig. Härte, Gewinnsucht, Neid, Geiz waren da zu lesen, bei einigen auch Hunger, Not, Kummer und Kampf um das Leben.

(Fortsetzung folgt.)

## So hat ein jeder seinen Kummer.

5] Von D. A. S. M. A. N.

VIII.

Den folgenden Tag war Kasar Mironowitsch vorzüglicher Laune.

Er sang und länzelte und scherzte, neckte seine Frau mit der Drohung, er werde eine Chilenin heiraten und versank nur zeitweise in tiefes, verträumtes Sinnen.

Dann aber fiel ihm die Lewitina ein, ihre hungernde Familie und der todkranke Sohn, und sie taten ihm plötzlich leid.

Er zog sich an, nahm eine Droschke und trug ihnen selbst das Geld hinaus, das er ihnen gestern in der Aufwallung seines Jornes vorenthalten hatte.

Die Lewitina empfing ihn säweigend, mit dem gleichen verhärmten Gesicht und dem Ausdruck tiefen Grams in den dunklen Augen.

In der Wohnung war es finster und kalt. Es roch nach Kreosot, Rasse und Schimmel, und obwohl man weder Klagen noch Seufzer hörte, spürte man doch aus allem die Anwesenheit des Schwerkranken.

„Da haben Sie Ihre fünf Rubel,“ sagte Kasar Mironowitsch. „Es ist kalt hier. . . . Kein Holz? . . . Nun, da haben Sie noch drei Rubel. Die sind so . . . extra . . . Romische Frau, Sie; müssen Sie denn auch gerade kommen und mich reizen, wenn ich

Merger und Kummer habe? Oder meinen Sie, weil ich reich bin, hätte ich keinen Kummer? Meinen Sie das? . . . Ach, meine Liebe, Kummer, will ich Ihnen sagen, hat ein jeder. Ein jeder von uns hat sein Päckchen. Das sollten Sie eben Ihren Kindern klar machen. . . . Dann geht Ihnen vielleicht ein Licht auf. Denn so haben Sie ja nichts, als diesen Ihren Sozialismus. Aber das machen Sie ihnen mal klar — ja — das eben ein jeder sein Päckchen hat, und daß man, wenn man sie einzeln abwiegen wollte, noch gar nicht weiß, wessen das schwerere ist. . . . Nun, schon gut, schon gut. . . . Ich schide Ihnen noch Wein . . . ausländischen . . . der stärkt . . . Ich gebrauche ihn selbst.“

Kasar Mironowitsch blieb nicht lange.

Nach einigen Anweisungen, wie man den Kranken ansehen müsse und wie man den Ofen heizen müsse, um die Stube mit wenig Holz warm zu kriegen, fuhr er davon. —

„Welch ein Rindvieh, dieser chilenische Konsul,“ sagte der Stadthauptmann inzwischen zu seinen Beamten. „Eine Amtstracht braucht er! hähähähä . . . Aniehojen und Ahsellappen, ja wömmölich Säbel und Patronentasche . . . dieser brasilianische Hornochse! Er sollte, weiß Gott, eine Tracht kriegen, die er sobald nicht vergrißt . . .“

So ging die Zeit, und Kasar Mironowitsch war nach wie vor heiter und guter Dinge.

Zum Frühling, hoffte er, würde bei Angelegenheit geordnet sein, die Amtstracht gestickt und genäht, und zu Osfern konnte der chilenische Konsul dann in Gala in offener Equipage zum Dom fahren.

Wie würde nun bloß die Tracht selbst ausfallen?

Kasar Mironowitsch schloß die Augen und malte sich die kühnsten Dinge aus. . . .

Auch mit seiner Gattin unterhielt er sich über diese Frage; Klara Moissejewna aber war vor allem darauf erpicht, daß er sich photographieren lasse; nach dieser Photographie wollte sie dann von einem Schüler der Kunstschule ein großes Bild machen lassen. O, sie würde schon einen möglichst Bedürftigen finden, irgend so einen armen, verhungerten Schlucker, der es ganz billig machte, am Ende sogar noch in Del. . . .

„Ich will aber auch mit auf das Bild,“ sagte sie.

„Gewiß, Du auch. Wir lassen ein Familienbild machen.“

„Ja, aber auf ein Bild sollst Du auch allein, in ganzer Größe und voller Tracht.“

Kasar Mironowitsch arbeitete inzwischen in der Rudelfabrik, überwachte den Bau des Lazarets und regte sich, wie stets, von früh bis spät, und alles war ihm recht und nichts fiel ihm schwer, wußte er doch genau, daß das Schriftstück des Stadthauptmanns nun in Chile war, daß man dort die Frage eingehend erwog und — schließlich in gewünschtem Sinne entschied.

„Wohlverstanden,“ sagte er, „es geht ja nicht um den Ehrgeiz allein. Nein, es kommt auch dem Geschäft zugute, daß ich Konsul bin. Man genießt nun mal mehr Ansehen, beim Publikum sowohl wie bei den Behörden. Ich nehme nur an, ich bewerbe mich um eine Lieferung . . . oder der Junge soll ins Gymnasium unter Umgehung der Prozentnorm. Ja, schließlich selbst bei einem Program, den Gott verhüten möge.“

„Ja. . . .“ stimmte Klara Moissejewna bei und ließ den Blick durch das Zimmer schweifen, während sie unwillkürlich daran dachte, in welch graufigen Haufen von Scherben und Trümmern die wilde Horde vor vier Jahren die ganze Wohnung verwandelt.

„Endlich mal wird man ruhig leben können. Zum mindesten wird man nicht umgebracht.“

All diese Erwägungen spannen schon jetzt ein breites Band von Ruhe und Frieden um der Eheleute Bipes Gemüt und Herz. Jeden Montag stellte sich die Lewitina ein, um ihre Unterstützung abzuholen. Sie stand wie immer an der Schwelle und seufzte leise; mit ihrem Voris wurde es von Tag zu Tag schlechter; er war nun zum Skelett abgemagert und kämpfte seit Tagen im Fieber mit einem riesigen grauen Vogel, der die Fänge in seine arme Brust schlug und ihm den Atem nahm. . . .

„Schon gut, schon gut, da nehmen Sie! . . . Da haben Sie noch einen Rubel!“ sagte Kasar Mironowitsch. „Ein armer Verwandter ist wie ein Speicher mit Löchern: schütt in ihn hinein, was du willst, er wird nie voll. . . . Da haben Sie noch drei Rubel extra. . . . Nun, nehmen Sie schon! Ich werde nicht arm. Es ist, gottlob, noch was da!“

Im Flur aber holte Frau Bipes die Lewitina ein und stredte ihr noch ein Glas Eingemachtes oder eine alte Jade für die Kinder zu.

„Sie hat es wirklich schwer,“ sagte sie bisweilen zu ihrem Mann. „Die Kinder sieden eins nach dem anderen hin. . . . Ich weiß gar nicht, wie sie es erträgt. . . .“

„Gott mit ihr!“ sagte der Konsul. „Mag sie zusehen! Kummer —? Ein jeder hat seinen Kummer. Ich versichere Dich, daß es niemanden gibt, der nicht Kummer hätte. Ja, ja. . . . Ein jeder trägt eben sein Päckchen. . . .“

Er verabschiedete diese völlig überflüssigen Gedanken und lehrte zu seinem Lieblingssthemata zurück.

Vielleicht war die Antwort Chiles schon unterwegs. . . .

Ueber die See stampft der Dampfer daher und auf dem Dampfer liegt in einem großen Anwert — in einem besonders versiegelten Beutelchen — der Bescheid. . . .

Frage sich nur: wie sah die Amtstracht selber aus?

# Maurice Maeterlinck.

Von Friedrich v. Oppelin-Bronikowski.

Nicht ganz überraschend kommt die Kunde, daß M. Maeterlinck den Nobelpreis für Literatur erhalten hat. Wie von seiner Aufnahme in die französische Akademie, redete man schon seit ein paar Jahren von dieser internationalen Ehrung. Ungewöhnlich ist daran nur, daß der Literaturpreis diesmal keiner gealterten, sanktionierten, dem Streite der Meinungen entrückten Literaturgröße zuteil wird, sondern einem Manne auf der Höhe seines Schaffens und seiner Erfolge, der erst im kommenden Jahre seinen 50. Geburtstag begeht, einem, der vor noch nicht langer Zeit als „Eindringling“ und Neuerer galt, und der wegen der düsteren Mystik seiner Jugendwerke noch heute von vielen schon gemieden oder offen verhöhnt wird. Man fragt sich vielleicht mit Besorgnis, ob denn die nebenquälende Kunst des „Eindringlings“ oder die gehäufte Schrecknisse der Prinzessin „Maleine“ dem europäischen Geschmack von heute schon so kongenial erscheinen, daß der Dichter einer derartigen Ehrung für wert befunden werde. Und doch irren, die dies glauben; denn gewiß gilt diese Ehrung vor allem dem späteren Maeterlinck, dem zartfingrigen Entschleierer der Geheimnisse des Wienerstaates und dem Philosophen abgeklärter Lebensweisheit, dessen stille Bücher nur eine kleinere Gemeinde besitzet als sein laut bewundertes Renaissance-drama „Monna Vanna“ oder sein heißumstrittenes strudelköpfiges Erstlingsdrama „Maleine“. Maeterlinck hat sich die Möglichkeit dauernder Popularität selbst erschwert, indem er, den Weg der Entwicklung beschreitend, seine ersten Anhänger verließ und auch die zweite, große Gruppe von Bewunderern, die in ihm den kraftvollen, erfolgreichen Theaterdichter sahen, durch neue stillere Gaben enttäuschte. Und so ereignete sich denn nach dem Konkreterfolge der „Monna Vanna“, als er seine klassisch stilisierte „Zogzelle“ in die Welt setzte, etwa das gleiche wie vor vier Menschenaltern, als der Dichter des „Göt“ und „Werther“ seine klassisch kühle „Iphigenie“ aus Italien über die Alpen sandte. Es bedurfte einer völligen Umorientierung, und die Folge war eine Abkühlung.

Nam ein Dichter der Moderne, sein Landsmann, der große Dhrifer Verhaeren ausgenommen, zeigt eine gleich geschlossene, konsequente Entwicklung wie Maeterlinck. Er hat sich aus dem uferlosen Mystizismus und Pessimismus seiner Jugendwerke zu einer konkreten, lebensfrohen Kunst, einer höchsten philosophischen Weltbejahung durchgerungen, so daß er jetzt im fünfzigsten Lebensjahre als ein Fertiger und Vollendeter daheht. Deshalb kann man auch heute schon das Fazit seines Lebens ziehen und seine Entwicklung von ihren Anfängen bis zu den letzten Konsequenzen verfolgen.

Die Wurzeln seiner Kraft liegen auf niederdeutschem Boden, in dem mythischen Prabanter Weltwinkel, aus dem vor Jahrhunderten eine der größten Malerschulen der Welt hervorgegangen ist. Germanische Herkunft und Innerlichkeit kennzeichnen sein Wesen und haben ihm von jeher die Sympathien der germanischen Welt gesichert; er selbst hat sich stets als Germanen empfunden. Die Größe Shakespeares hat er immer wieder den in diesem Punkte von alters her schmerzhaflichen Franzosen gepredigt; in die deutsche Klassiker hat er sich schon als Schüler versenkt; vor allem aber hat er sich mit der deutschen Romantik vertraut gemacht. Seiner Hinneigung zur alten deutschen Mystik und ihrem Erneuerer Schopenhauer verdankt er einen guten Teil seiner Ideen bis hinauf zu seinem neuesten Märchendrama „Der blaue Vogel“. Aus dem deutschen Dramas nahm er bereits den Stoff seines wildgenialen Erstlingsdramas „Maleine“, bei dem überdies Shakespeare Pate gestanden hat.

Andererseits brachten ihn die sozialen und politischen Verhältnisse seiner belgischen Heimat ebenso dem romanischen, speziell dem französischen Kulturkreise nahe, dessen Sprache er schreibt und dessen gewaltiger Schalkboden Paris ihm frühzeitig eine Beachtung sicherte, die er als holländischer oder flämischer Schriftsteller nie gefunden hätte. Deutsche Seele und französische Geistesbildung, diese Synthese, die ein Nichts als das wünschbarste Ziel hinstellte, ist ihm von einer gütigen Fee auf den Lebensweg mitgegeben worden und hat in ihm ihren glänzendsten Ausdruck und ihre vollste Durchdringung gefunden.

In einer Zeit der Gärung und Unzufriedenheit steht Maeterlinck heute als eine in sich ausgeglichene, glückliche Natur da, glücklich nicht nur durch die äußeren Lebensumstände: sorgenlose Unabhängigkeit, frühen Ruhm und ein glückliches Heim, sondern auch innerlich beglückt durch einen festen und sicheren Willen, der ihm sein Tun und Lassen vorzeichnet, durch ein ruhiges Streben und entschlossene Daseinsbejahung, als einer, der nur aus der Ferne wirkt und sich allem entzieht, was seine Kreise stören kann, der aber just dadurch zu einem Trost und Leitstern für viele geworden ist, zu einem neuen Emerson, der seelisch Versinnmte wieder mit dem Leben ausöhnt.

Drei Dinge haben zu seiner Lebensgestaltung am mächtigsten beigetragen: der Sport, die Natur und der Einfluß einer Frau.

Als kräftiger und gesunder Mann war er von jung auf ein eifriger Sportsmann, der sich im Degen- und Faustkampf übte, Rudern und Wandern liebte und, dem Zuge der Zeit folgend, vom Zweirad zum Auto übergegangen ist.

Das zweite ist seine Naturliebe, die ihn bald zu mystischer Versenkung in die Rätsel des Als, bald zu strenger verstandes-

Würden sie einen Dreißig bestimmen?  
Oder gar einen Helm?  
So ein Helm ist nämlich durchaus nicht zu verachten, besonders einer mit Federbusch.

Wenn diese Federn nun noch gefärbt — oder gar lange Straußenfedern sind, so ist ein Helm unter Umständen sogar noch dem Dreißig vorzuziehen.

Es zeigt sich also, daß ein Jude, wenn er sich anständig benimmt und Grips hat, selbst in Rußland noch leben kann.

Unzufrieden sind die Revolutionäre, Hungerleider und Konfarten. Gewiß bedrückt man den Juden, wer wollte das leugnen? Hierhin kann er nicht, dahin kann er nicht, dies ist ihm versperrt und das ist ihm verboten. Sie werden ihn noch so in die Enge treiben, daß er überhaupt nicht mehr japsen kann. . . . Aber schänden sie denn nicht das eigene Volk ebenso? Die eigenen verhungerten Bauern draußen in den Dörfern? Oh! Steuern und abermal's Steuern, und dabei kein Vieh und kein Land und keine Aussicht auf Besserung und nichts als Beschränkung und Knuten. . . . Dem Juden geht es zwar noch schlechter, noch zehnmal schlechter. . . . dennoch: wer sich zu benehmen versteht und wer anständig und menschlich und höflich ist, dem geht es schließlich überall gut. O, dem geht es vorzüglich!

## IX.

Alles in allem fühlte sich Herr Zipes also recht wohl.

Ermüdend und langweilig war nur das Warten und zeitweise schüttelte er ob der östlichen Dummheit bedenklich den Kopf. Der Bescheid blieb noch immer aus.

Herr Zipes hätte fürs Leben gern beim Stadthauptmann angefragt, ob denn noch immer keine Antwort da sei und ob sich die Sache denn absolut nicht beschleunigen lasse.

Er verschob diese Anfrage von Tag zu Tag.

Gerade um diese Zeit nämlich bildete eine Reihe neuer wüster Tollheiten Scheltuchins das Stadtgespräch.

Sei es, daß die Nerventrantheit des Gewaltigen sich verschlimmerte, sei es, daß der nahende Frühling so anstachelnd auf ihn wirkte, Tatsache war, daß kaum ein Tag verstrich, an dem er nicht etwas Neues ausheckte.

Heute verprügelte er im Erfrischungstraum des Theaters irgend eine bekannte Persönlichkeit, morgen gab er plötzlich Befehl, die schönsten Linden des Boulevards zu fällen, übermorgen verlegte er ein öffentliches Haus von den Außenbezirken in den Kernpunkt der Stadt, direkt neben das Mädchenschulhaus.

Die ganze Stadt sprach entrüstet von ihm und seinen Streichen. Dajar Mironowitsch allein blieb taub und stumm.

Sollte er sich um all und jeden Tratsch kümmern?

Es war ja doch nur Schwindel.

Was aber die Hungerleider und Stribifage betrifft, die ihn Tag und Nacht bemäkeln und belächeln, so würde ich an seiner Stelle mit ihnen kurzen Prozeß machen. Windbeutel, Spiegelstecher, Sozialdemokraten! . . . Karl Marx steck ihnen im Sinn, nichts weiter, — ganz wie diesem verdammten Boriska Lewitin — und vor Uebermut wissen sie überhaupt gar nicht mehr, wen sie anklaffen und herunterreißen sollen. . . .

„Diese Schwefelbände wird noch einen Pogrom anzetteln.“ sagte Dajar Mironowitsch zu seiner Frau.

„Ja, so kommt es noch,“ bestätigte Frau Zipes. „Ewig — aber ewig haben sie diesen Mann beim Widel. Das ist Proßfreiheit. . . . Dich haben sie ja auch schon heruntergemacht. Paf, miserables. . . .“

In der dritten Passionstocher endlich riß dem Konsul die Geduld. Er warf sich in Wicks und fuhr hinauf zum Stadthauptmann.

## X.

„Aha, in Sachen der Amtstracht —?“ fragte Scheltuchin. „Zu Befehl, Erzellenz! Hat sich Chile vielleicht schon geäußert?“

„Chile schreibt gerade. . . .“

Vor Zipes Augen begann es zu flimmern. . . . er hatte ein Gefühl, als wüchsen ihm Flügel. . . .

„So haben Erzellenz Nachricht?“

„Aber natürlich.“

Der General erkundigte sich nach dem und jenem, klopfte dem Konsul freundschaftlich auf den Bauch, fragte ihn, ob er denn so schrecklich viel freffe, daß er einen so unerhörten Wanst habe und sagte zu guter Letzt:

„Der endgültige Bescheid wird in nächster Zeit eingehen. In allernächster Zeit. . . . Sie werden zufrieden sein.“

Nach dieser Zusicherung erodete der Konsul den Moment zur Ausföhrung seines reichlich erodogenen Planes für gekommen; er versenkte also (nicht ohne entsprechende Feierlichkeit) die Rechte in die innere Rocktasche und hub also zu sprechen an:

„Euer Erzellenz! Von dem untertänigsten Wunsche befeelt, meine schwachen Kräfte in den Dienst der Euer Erzellenz Protektorat unterstehenden Wohlthätigkeitsbestrebungen zu stellen und diese in all und jeder Weise zu fördern und zu unterstützen, gebe ich mir, als Konsul und Mitglied des diplomatischen Korps, hiermit die Ehre, Euer Erzellenz ergebenst zu bitten, mein bescheidenes Scherstein für das den Bedürftigen und Armen zu spendende Ostermahl allergnädigst anzunehmen.“

Mit diesen Worten zog Herr Zipes (wiederum nicht ohne Feierlichkeit) seine Brieftasche hervor. . . .

(Schluß folgt.)

mäßiger Naturbeobachtung geführt hat. Wie er selbst sagt, wäre er Naturforscher geworden, hätte ihn nicht der Wille seiner Eltern, gegen den er nicht weilsürmerisch aufgebäumt hat, in die juristische Laufbahn gedrängt. Uebrigens hat er diesen unerfüllten Jugendplan noch reichlich nachholen können; er hat in fünfzehnjähriger Forscherarbeit seine Beobachtungen über das Leben der Bienen gesammelt und das Fazit daraus in einem Buch gezogen, dessen wissenschaftlicher Wert durch die Preiskrönung der französischen Akademie eine offizielle Bestätigung erfahren hat. Studien über die Pflanzen („Die Intelligenz der Blumen“ u. a. m.) schlossen sich an. Hier wie dort strebte der Dichter eine mystische Vertiefung unseres Naturerkennens auf Grund exakter Forschungen an, indem er „spekulative Resultate auf induktiver Grundlage“ gab, — das genaue Gegenteil der alten, verrufenen Naturphilosophie Schellings und Olfens, die von vorgefaßten Abstraktionen ausging, um die Einzelercheinung in ihr Schema zu zwingen.

Als dritter bedeutender Einfluß auf den Dichter tritt seine Bekanntschaft mit einer hochstehenden Frau hinzu, der Sängerin und Schauspielerin Georgette Leblanc, die er 1896 kennen lernte und die ihm fortan eine kluge und treue Lebensgefährtin sein sollte. Es war zu einer Zeit, da er selbst einen Ausweg aus der mythischen Versunkenheit seiner ersten Epoche suchte. Schon der „Schah der Armen“, der philosophische Schlüsselstein dieser Epoche, ist ihr gewidmet, und bereits hier steigt das Gestrirn der Weisheit, das den Einfluß des finsternen Schicksalsgestirns niederhält, am Begriffsstimm des Dichterphilosophen auf. In dem folgenden Buch „Weisheit und Schicksal“ (1898) ist der Umschwung zu einer neuen, lebensfreudigen Weltanschauung innerlich vollzogen.

Fortan steht dieser Frauentypus im Mittelpunkt seiner Dramen. Schon in „Aglavaine und Selhsette“ (1896) sehen wir ihn auftreten. Dies Seelendrama voll tiefer Symbolik verkörpert den Kampf zwischen einer scheidenden, nordisch-mythischen, instinkt-mäßigen Weltanschauung und einer kommenden, südlich-klaren, weisheitsvollen Weltanschauung, die sich das Herz des Dichters streitig machen, wie sich Aglavaine und Selhsette die Liebe Meleanders streitig machen, die eine mit ihrer naiven Härlichkeit, die andere mit ihrer höflichen Weisheit. Dieser Kampf aber führte notwendig zu einer tragischen Lösung, und der Tod, den der Dichter hier, nach eigenem Geständnis, entthronen wollte, bleibt zum letztenmal Sieger.

Erst der Heroine „Monna Vanna“ gelingt es, den Tod zu entthronen; sie bietet einem ungewissen Schicksal in Behauptung des eigenen Ich Kühn die Stirn. Den völligen Sieg über das Schicksal aber — auch den äußeren — erreicht erst ihre Geisteschwester Johzelle und der alte Zauberer Merlin: in diesem Drama („Johzelle“) sind Gemüt und Welt, nach dem tiefen Worte des Kobaldis, zusammenfallende Begriffe geworden. Zu dem inneren Glück des Gerechten, das der Dichter in „Weisheit und Schicksal“ ergründet und an der Figur des alten Silanus (in „Maria und Magdalena“) veranschaulicht hat, tritt hier das äußere Glück des Starken, Klugen und seiner Seele Bewußten. Das ist des Schicksalsdramatikers letzter Schluß und zugleich die Neuanwendung seiner letzten philosophischen Werke.

Wie Maeterlind selbst eine geradlinige Entwicklung von Lebensfürcht zu höchster Weltbejahung durchgemacht hat, so glaubt er auch an den Fortschritt und die Entwicklung des Weltganzen aus einem Chaos zum Kosmos. Er verfolgt dies Entwicklungsgesetz als Naturforscher an einem außerweltlichen Gemeinwesen, dem Bienenstaat, und erkennt dessen allmähliches Werden aus dem anarchischen Urzustand der wilden Urbiene (Prosopis) bis zu dem strengeregelten geflügelten Staatswesen unserer Hausbiene. In einer seiner letzten philosophischen Schriften, der „Intelligenz der Blumen“, hat er diese große Linie der Entwicklung auch in einer niedrigen Sphäre aufgedeckt. Gerade die Pflanzen, sagt er, die wir für so resigniert und fatalistisch halten, „geben uns ein wunderbares Beispiel von Unbotmäßigkeit, Mut und Beharrlichkeit gegen das feindliche Schicksal“. Er erkennt die geistige Einheit der Welt, die ihn zur freudigen Hingabe des Individuums an den Weltprozeß, zu einem Goetheschen Pantheismus bestimmt.

Beruhigung, das ist das letzte Wort von Maeterlinds Lebensphilosophie: Beruhigung, daß sein Verstand, seine naturwissenschaftliche Weltbetrachtung, den Intuitionen seines Dichterherzens recht gegeben hat, daß sein Geist und Wille im Einklang miteinander und mit dem Weltganzen stehen. Und in seinem letzten philosophischen Aufsatz „Vom Tode“ nimmt er auch den Tod, der ihm einst so unheimlich aus allem Leben entgegenschaute, als ewiges Werdegesetz mit stiller Gelassenheit hin:

„Gelassen hingestruht auf Grazien und Musen,  
Empfängt er das Geschof, das ihn bedräut,  
Mit freundlich dargebotnem Busen  
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.“

## Kleines feuilleton.

Eine Tierfage der Göttertoten. Einen interessanten Einblick in die Volksseele der Göttertoten gewährt eine hübsche alte Tierfage, durch die die Göttertoten die Hasenscharte erklären. Das

poetische Märchen, das im „Stale“ veröffentlicht wird, lautet: „Vor langer, langer Zeit, als die Welt noch ganz jung war, wollte Frau Mond den Menschen eine Votschaft senden. Sie versuchte es erst mit einem Geschöpfe und dann mit anderen, aber ach, sie waren alle zu eifrig beschäftigt, sie konnten nicht gehen. Da rief sie schließlich das Krokodil. Das Krokodil ist sehr langsam und nicht sehr gut, aber Frau Mond dachte: ich werde es in den Schwanz kneifen, damit es schnell geht. So sagte sie dann zu dem Krokodil: „Gehe schleunigst hinab zu den Menschen und bringe ihnen diese Votschaft: „Wie ich sterbe und sterbend lebe, so werdet auch ihr sterben und sterbend leben.“ Da machte sich das Krokodil auf den Weg; so lange Frau Mond es sehen konnte, lief es eilig dahin, und wenn Frau Mond es nicht sehen konnte, ging es ganz langsam und gemächlich. Da kam der kleine Hase und fragte: „Wohin läufst Du denn so eilig, Onkel Krokodil?“ Das Krokodil aber antwortete: „Frau Mond hat mich mit einer Votschaft zu den Menschen gesandt: „Wie ich sterbe und sterbend lebe, so werdet auch ihr sterben und sterbend leben.“ Da sagte der Hase: „Du bist so langsam, gib mir die Votschaft, ich werde sie zu den Menschen bringen.“ „Schön“, sagte das faule Krokodil. Da lief der Hase wie der Wind davon, und endlich kam er zu den Menschen und rief sie zusammen und sagte: „Hört, o Söhne Babuns, ein weiser Mann kommt, Euch eine Votschaft zu künden. Mich sendet Frau Mond, um Euch zu sagen: „Wie ich sterbe und sterbend zugrunde gehe, so werdet auch Ihr sterben und es wird mit Euch ganz zu Ende sein.“ Da sahen die Menschen einander an und beteten, und plötzlich war das Fleisch ihrer Arme wie Gänsefleisch. Und während die armen Menschen so in schlimmen Schreden zitterten, ging der Hase zu Frau Mond zurück und erzählte ihr von der Votschaft, die er überbracht hatte, und lachte vor Vergnügen, weil die Menschen vor Angst ganz steif waren. Da wurde Frau Mond sehr zornig und nahm einen großen Stock und schlug den Hasen. Aber der Hase duckte sich und entwischte ihr, und der Schlag mit dem Stode traf ihn nur auf der Nase. Da vergaß der Hase, daß der Mond eine Dame war, und ritisch ratsch schlug und zertrugte er das Mondgesicht, bis die Stücke davonflogen. Und darum geht der Hase noch heute mit einer gespaltenen Nase durch die Welt, und darum hat das goldene Antlitz der Frau Mond so lange dunkle Narben.“

## Kulturgeschichtliches.

Die Erfindung des chinesischen Porzellans. Als Böttger in Dresden im Jahre 1709 das Porzellan erfand, kam er hinter das technische Geheimnis, das China schon lange besaß, jedoch vor Unberufenen ängstlich verwahrt. Entsprechend dem Interesse, das die Europäer an dem schönsten aller keramischen Stoffe seit jeher bekundeten, war auch die historische Forschung nicht minder bemüht, die ersten Anfänge der Porzellanproduktion in China festzustellen. In einer lehrreichen Abhandlung, die im Oktoberheft des „Orientalischen Archivs“ veröffentlicht wird, stellt der Kunsthistoriker E. Zimmermann die Ergebnisse dieser Forschung zusammen.

Die Erfindung des Porzellans vollzog sich nach dem Muster vieler andern technischen Erfindungen so, daß man die Zusammenfügung dieses kostbaren Stoffes auf einem Wege fand, auf dem man zunächst etwas ganz anderes suchte. Denn das Porzellan ist in seiner Zusammenfügung so eigenartig, daß man mit den gewöhnlichen keramischen Mitteln niemals zu seiner Herstellung gelangen konnte. Es stellt ein Gemisch zweier Bestandteile dar, die sich im Feuer des Brennofens genau entgegengesetzt verhalten, eines glasartigen, der dort schmilzt, und eines mehr keramischen, der fest bleibt. Dadurch nimmt das Porzellan eine Mittelstufe ein zwischen Glas und Keramik.

Wie kamen nun die Chinesen darauf, so ein Mittelbeing zu fabrizieren? Darüber erzählt eine chinesische Chronik: „Ho Chou, der Vorkämpfer des Ministeriums der öffentlichen Werke während der kurzen Zeit der Suidynastie (581—617 n. Chr.) war, besaß eine ausgedehnte Kenntnis von alten Gemälden und war sehr vertraut mit Altertümern. China hatte schon seit langer Zeit die Kunst, Glas zu machen, verloren, und die Arbeiter wagten nicht, neue Versuche zu machen, aber ihm gelang es, aus einem grünen Porzellan Gefäße herzustellen, die nicht von wirklichem Glas zu unterscheiden waren.“ Gestützt auf dieses Zeugnis und noch auf einige andere quellen-geschichtliche Hinweise, sieht Zimmermann in dem genannten Ho Chou den wirklichen Erfinder des chinesischen Porzellans, dem diese Erfindung dadurch gelang, daß er bemüht war, mit keramischen Mitteln Glas herzustellen. Genau so wie es Böttger 1100 Jahre später versuchte.

Es ist nicht uninteressant zu erfahren, daß die geschichtliche Forschung in diesem Punkte mit einem sonderbaren Märchen zu kämpfen hatte. Im Jahre 1834 entstieg altägyptischen, scheinbar ganz unberührten Gräbern, die nach ganz sicherer Zeitbestimmung schon 1800 Jahre vor Chr. Geb. angelegt waren, eine ganze Reihe von kleinen, mit chinesischen Inschriften versehenen Fläschchen, die zum Erstaunen aller nichts anderes als chinesisches Porzellan darstellten. Und obgleich es recht bald gelang, den frechen Betrug zu entdecken, der hinter diesem Funde steckte, lebt das Märchen vom mehrtausendjährigen Alter des chinesischen Porzellans teilweise sogar noch heute fort. In Wirklichkeit aber besitzt das chinesische Porzellan ein — im Vergleich mit dem europäischen allerdings ehrwürdiges — Alter von etwa 1800 Jahren.